

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Peter Smith

Sam, die Beatles und ich

Wie ich das Herz meines Sohnes gewann

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung
von Text und Bildern, auch auszugsweise,
ist ohne schriftliche Zustimmung des
Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar.
Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung,
Übersetzung oder die Verwendung in
elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2017

Inhalt

1. Meet the Beatles	13
2. Rubber Soul	43
3. Magical Mystery Tour	67
4. Beatles for Sale	87
5. The White Album	111
6. Abbey Road	141
7. Let It Be	169
Epilog	199
DANKSAGUNG	203
QUELLEN	205

1.

Meet the Beatles



Mein Sohn – ein hübscher, netter Junge, der groß für sein Alter ist, alles ganz genau wissen will und ein geradezu übernatürliches Gedächtnis für Fakten besitzt – steckte mitten in seiner ersten Liebesaffäre. Es ging nicht um seine Klassenlehrerin, keineswegs. Auch nicht um das hübsche dunkelhaarige Mädchen aus der Nachbarschaft. Es war keine Schwärmerei, die im Geheimen blüht und irgendwann vergeht. Diese Affäre war weniger heimlich und zugleich hartnäckiger als jede Besessenheit. Auch war sie nicht auf ihn beschränkt – ich wusste, dass andere Kinder seine Neigung teilten.

Sam hatte sich mehr als drei Jahrzehnte nach ihrer Trennung im Jahre 1970 in die Beatles verliebt, eine Band, die keine zehn Jahre nach ihrer Gründung erlosch, die zusammen genommen ganze zehn Stunden Musik herausgebracht hat. Rückblickend war es kein Wunder, dass Sam mit seinen sieben Jahren dem Unternehmen Beatles verfallen war, ihren Jungsfreundschaften und dem Erwachsenengeplänkel, ihren Rivalitäten, Liebesgeschichten, U-Booten, Kraken, silbernen Hämmern, Zeitungstaxis, Schweinchen, Waschbären, Meter Maids, Bulldoggen und verschwommenen Hinweisen auf Pauls Tod. Listen aufzustellen, einen kleinen Ausschnitt der Welt buchstabenge-

treu zu sammeln und zu vergleichen, ist in meinen Augen schon immer eine spezifisch männliche Beschäftigung gewesen. Das Universum der Beatles, ein ununterbrochener Traum, bietet sich für endlose Studien und Vergleiche geradezu an. Sam nutzte es, um Zusammenhänge in Dingen zu erkennen, die flüchtig und bewegend waren: Musik; die Gefühle, die sie in ihm erzeugte; und das Leben, das ihm, wie er allmählich begriff, etwas geben und auch wieder entreißen konnte.

In meinen Gesprächen mit Sam, die am frühen Morgen begannen und gegen acht oder neun Uhr abends endeten, waren die Beatles geradezu überwältigend lebendig. Gegen sieben tapste Sam in unser Schlafzimmer, wickelte sich in eine Decke und legte sich ans Fußende, wo er mit verhaltenem Atem geduldig Liedtexte, Figuren und Berichte aus *Behind the Music* auf VH1 auswendig lernte und neu arrangierte. Dann platzte es schließlich aus ihm heraus: »Dad – wusstest du, wie Paul ›Yesterday‹ genannt hat, während er daran schrieb?«

»Nicht so genau«, murmelte ich verschlafen.

»›Scrambled Eggs‹. Er hat es mit dem Text ›Scrambled Eggs/Oh, baby, how I love your legs‹ geschrieben. Er hat den Titel erst später in ›Yesterday‹ geändert.«

»Wow. Ich weiß auch nicht, ob es mit ›Scrambled Eggs‹ so gut funktioniert hätte.«

»Warum sollte man auch die Beine von jemandem lieben?«

»Na ja ... es kommt vor.«

Als ich wieder eindösen wollte, platzte er erneut heraus: »Dad?«

»Hm?«

»Du kennst doch John und Paul?«

»Hm ...?«

»Was glaubst du, wie viele Songs Paul geschrieben hat,

und wie viele John – von all den Songs, die die Beatles gesungen haben?»

»Keine Ahnung. Paul hat dreißig geschrieben und John fünfunddreißig.« Oder umgekehrt. Oder auch gar nicht.

»Falsch, Dad.« Ein Hauch von Triumph lag in seiner Stimme. »Paul hat vierundachtzig Komma fünf fünf Prozent der Beatles-Songs geschrieben. John hat dreiundsiebzig Komma sechs fünf Prozent geschrieben.« Schweigen. »George hat zweiundzwanzig Komma eins fünf Prozent geschrieben.«

»Der arme George. Schon wieder Dritter.«

»Wie meinst du das?»

»Ich meine, die anderen Beatles waren nicht immer nett zu George.«

»Wieso?»

»Vermutlich lag es am Altersunterschied.« Ich erinnerte ihn daran, dass George jünger als die anderen war, fast zwei Jahre jünger als John. Und als Teenager in Liverpool hatte George John verehrt und wollte sogar mitgehen, wenn dieser ein Rendezvous hatte. »Überleg mal, die vier sind zusammen aufgewachsen, da wird jeder in eine bestimmte Rolle gedrängt. Egal wie alt man ist – das wirst du später sicher auch bei deinen Schwestern erleben –, man weiß immer, wer der Ältere und wer das Baby war.« Sams Schwestern waren sechs und vier. »Die Rollen in einer Familie verändern sich nicht, auch wenn man sich selbst verändert. Und die Beatles waren eine Art Familie.«

Sam hatte schon einiges von der Band gelernt. Meine Frau Maggie und ich konnten ihm Dinge beibringen, indem wir die Beatles als Stellvertreter der Menschen in seiner Umgebung benutzten.

Letztlich lernten wir jedoch mehr von ihm, als wir ihm beibringen konnten: Namen, Daten, Arbeitstitel, sogar die Routen der Busse in Liverpool, mit denen Paul und George

als Jugendliche gefahren waren. Sam, ein ausgezeichnete, wenn auch zögerlicher Klavierschüler, hörte Kleinigkeiten aus Beatles-Songs heraus, die meinen eigenen Ohren einfach entgingen – ein beinahe unhörbares Klappern am Ende von »Long, Long, Long«, das, wie Sam mir erklärte, vom Vibrieren einer halb leeren Weinflasche (»Blue Nun«, um präzise zu sein) herrührte, die auf dem Leslie-Lautsprecher in den Abbey Road Studios gestanden hatte. Die wirbelnden, an einen Geysir erinnernden Klangeffekte in »Yellow Submarine«, die entstanden, als John in einen Strohhalm blies und George Wasser in einem Eimer hin und her schwappen ließ. Die kaum vernehmbare Percussion in »Lovely Rita«, bei der die Beatles Metallkämme durch gefaltetes Toilettenpapier zogen. Dass das sinfonische Crescendo, das »A Day in the Life« abschließt, seinen Höhepunkt in einem E-Dur-Akkord findet. All das hatte ich nicht gewusst.

Irgendwann rollte Sam sich vom Bett, und kurz darauf dröhnten aus seinem Zimmer die ersten Takte von »Taxman«, dem genial fesselnden »We Can Work It Out« oder John Lennons elegant-bissigem Gesang bei »A Day in the Life«. Ich wurde mit Gewalt zum Wachwerden gezwungen und fragte mich nicht zum ersten Mal, gequält von flüchtigen Selbstzweifeln: Es ist doch unsere Schuld, oder? Und eigentlich ist es in Ordnung, oder?

»Könntest du das ein bisschen leiser stellen?«, brüllte ich und ging in sein Zimmer, um ihm Beine zu machen. Während er sich für die Schule anzog, erklärte mir Sam beiläufig, dass Paul McCartney »Getting Better« geschrieben habe, während er seine Schäferhündin Martha im Park ausführte, und dass John Lennon »I'm So Tired« in Indien geschrieben habe, als er nicht einschlafen konnte.

Ach ja, und ob ich wüsste, dass Father McKenzie aus »Eleanor Rigby« der Nachname eines Fremden sei, den Paul spontan dem Londoner Telefonbuch entnommen habe (ob-

wohl er den Song mit dem Arbeitstitel »Father McCartney« komponiert hatte), und dass Ringo der Vers »Darning his socks/in the night« eingefallen war?

Es waren nicht nur Fakten über die Beatles, die er aus dem Ärmel schütteln konnte. Mit den Nebenfiguren der Band – Billy Preston, der bei »Get Back« Keyboard spielte; Eric Clapton, der George Harrison einen Gefallen getan und das Gitarrensolo bei »While My Guitar Gently Weeps« übernommen hatte – war er ebenso vertraut wie mit den Gastmusikern, Freundinnen, Ehefrauen und Kindern: Stu Sutcliffe und Pete Best, Cynthia, Yoko, Maureen, Patti, Linda, Julian, Stella und Heather. Auch kannte er die Soloalben, die alle Beatles nach der Trennung herausgebracht hatten: von *Ram* über *All Things Must Pass* bis hin zu *Sentimental Journey* und *Double Fantasy*.

Sein Zimmer im zweiten Stock war kein amerikanisches, sondern ein echt englisches Kinderzimmer – bis auf den Durchzug und die Steckdosen mit den drei Löchern. Sobald die Tür aufschwang, wurde man von lauter Fab-Four-Devotionalien erschlagen. Eine *Beatles* '65-LP hing neben einem verblichenen Druck von Klaus Voormans kunstvollem *Revolver*-Cover. Auf der Fensterbank lag eine alte Butterbrotdose mit Beatles-Deko. Gegenüber von seinem Bett hing eine 60 x 90-Vergrößerung des Zebra-Streifens vom *Abbey Road*-Cover. Am unteren Rand klebten zwei Dutzend Postkarten, auf denen die Beatles in den unterschiedlichsten Situationen zu sehen waren: charmant nervös in ihren ersten Anzügen; soldatisch in der Aufmachung von *Sgt. Pepper*; niedergeschlagen und unnahbar bei *The White Album*; missmutig und gedankenverloren, während sie sich für *Let It Be* an einem bedeckten Londoner Nachmittag auf einem Dach in der Savile Row tummeln.

In der Schublade von Sams Kleiderschrank lagen ein Blue Meanies T-Shirt und eine Krawatte mit den Gesichtern der

Beatles; an der Innenseite der Tür hing ein Beatles-Kalender, den er benutzte, falls er das Datum nicht gerade von seiner Yellow-Submarine-Armbanduhr ablas; von einer Wandlampe baumelte ein weißer Plastikhänger, wie man sie an Hoteltüren findet, nur war darauf statt »Bitte nicht stören« »It's Been a Hard Day's Night« zu lesen. Neben dem tragbaren CD-Spieler lagen die hüllenlosen und zumeist verkratzten CDs von *Help!*, *A Hard Day's Night*, *Sgt. Pepper's Lonely Hearts Club Band*, *The White Album*, *Please Please Me*, *Magical Mystery Tour*, *Abbey Road*, *Meet the Beatles*, *Revolver*, *Rubber Soul*, beide Ausgaben von *Past Masters*, die beiden ein wenig redundanten Greatest-Hits-Sammlungen *The Red Album* und *The Blue Album*, der kürzlich erschienene Soundtrack von *Yellow Submarine* und eine schwer erhältliche CD mit dem Titel *The Beatles Live at the BBC*.

Eigentlich genug – aber das war noch nicht alles. In seinem Bücherregal fand sich neben *The Lorax* und Harry Potter ein halbes Dutzend ramponierter Taschenbücher, die sich mit trivialen Beatles-Fakten, Hinweisen auf Pauls Tod und der Herkunft jedes einzelnen Beatles-Songs beschäftigten, der jemals aufgenommen worden war, darunter Stücke wie »Youngblood«, »Cry for a Shadow« und »I'm Gonna Sit Right Down and Cry Over You«, von denen ich noch nie gehört hatte. Unten fanden sich zwischen unseren Videos und DVDs seine Exemplare von *Help!*, *A Hard Day's Night*, *Yellow Submarine*, *Magical Mystery Tour*, *The Complete Beatles*, die aus acht Videos bestehende Edition *Beatles Anthology* (um das Video von *Let It Be* tobte ein Prozess, aber auch das hatte er schon gesehen) und ein paar billige ausländische Raubkopien mit Titeln wie *Beatles Bonanza* und *Beatles Uncollected – The Lost Archives*.

Unmittelbar über Sams schmalem Bett hing in einem purpurroten Rahmen das Glanzstück der Sammlung.

Ich war nicht sonderlich begeistert gewesen, als Sam uns mitteilte, er wolle Paul McCartney einen Fanbrief schreiben. »Sicher hat er unheimlich viel zu tun«, sagte ich und fügte hinzu, Paul McCartney sei (so glaubte ich jedenfalls) ein wahnsinnig beschäftigter Mann, der ein weltweites musikalisches Imperium leitete, Songs schrieb, aufnahm und produzierte, Kinder aufzog und vermutlich mehr als genug Post erhielt. Außerdem hatte ich genügend berühmte Leute interviewt, um zu wissen, dass die meisten Berühmtheiten weniger angenehm waren, als ihr öffentliches Image vermuten ließ. »Man muss ein Schwein sein, um nach oben zu kommen, das ist eine Tatsache«, hatte John Lennon einmal gesagt. »Und die Beatles waren die größten Schweine von allen.«

Vor allem aber wollte ich nicht, dass Sam enttäuscht wäre, wenn er jahrelang vergeblich auf Antwort warten musste. »Paul bekommt sicher ganze Wagenladungen Post«, erklärte ich ihm. Meine Frau schnitt eine Grimasse. Ich war hier der Spielverderber.

»Es ist mir egal, wenn Paul nicht zurückschreibt«, sagte Sam.

Also halfen Maggie und ich Sam an diesem Abend, einen kurzen, aufrichtigen Brief an Paul McCartney aufzusetzen, zu dem auch die Buntstiftzeichnung eines lächelnden Linkshänders mit Gitarre gehörte. An Paul McCartneys Stelle hätte ich mich gefreut, so etwas in meinem Briefkasten vorzufinden – ein Briefchen, das meine Stimme und mein Gitarrenspiel lobte, vor allem auf *Abbey Road*, und mit den Worten schloss: »Ich habe Sie lieb, Paul.« Am nächsten Tag schickte ich den Brief an Pauls Londoner Büro und dachte nicht mehr daran.

Die Sommerferien hatten begonnen; in unserer Gegend wurde es menschenleer, weil viele Nachbarn in Urlaub fuhren; auf einmal waren Parkplätze zu haben, und aus den Kli-

maanlagen tropfte Wasser auf Gehwege und Rasen. Die Wochen vergingen.

Ich erinnere mich genau an jenen Abend. Es herrschte ein ziemliches Durcheinander, weil wir gerade eine Woche am Meer gewesen waren, der Wagen parkte in der zweiten Reihe, auf dem Esstisch stapelte sich die Post. Da entdeckte ich einen beigefarbenen, offiziell aussehenden Umschlag, der an Sam adressiert war. Ein Computeretikett war säuberlich mit Namen und Anschrift meines Sohnes versehen, doch es stand kein Absender drauf. Auf dem Umschlag klebte eine hellrosa Briefmarke aus England.

Kurz darauf erklärte Sam glücklich und zufrieden: »Paul hat zurückgeschrieben.«

»Welcher Paul?« Ich stand hinter Sam und sah erst jetzt die Unterschrift. »Oh, Scheiße! Ich –« Meine Frau stieß einen Schrei aus und schlug sich die Hände vor den Mund. »Oh, mein Gott, das kann doch nicht wahr sein«, murmelte sie zwischen den Fingern hindurch. Dann ließ sie die Hände sinken und schrie noch einmal.

Der Brief war auf cremefarbenem Geschäftspapier getippt. Oben drüber prangte in schmaler, schwarzer Schrift der Name »Paul McCartney«. Darunter stand:

*Lieber Samuel,
vielen Dank für deine netten Worte über meinen Gesang
und mein Gitarrenspiel. Ich nehme an, es gibt nicht viele
Siebenjährige, die Abbey Road kennen, und freue mich,
dass es dir so gut gefallen hat. Ich wünsche dir und deinen
Eltern alles Gute.
Paul McCartney*

Er hatte mit kühnem Schwung in schwarzer Tinte unterzeichnet. Unter das *ney* von *McCartney* hatte Paul – unbestreitbar der netteste, tollste, genialste, beste, großzügigste

und brillianteste Beatle, das Herz, die Seele und der Geist der Band – ein strahlendes, sommersprossiges, rundgesichtiges Kind gezeichnet, als wollte er sagen: *Danke für die Zeichnung. Hier ist meine.*

»Ich hab doch gesagt, er antwortet«, wiederholte Sam unablässig, während wir den Brief immer wieder lasen, hinlegten und erneut studierten. (An diesem Abend schlich ich in Sams Zimmer, als er schlief, und las den Brief noch einmal, sog die Bedeutung aus jedem Wort, lernte jeden Bogen von Pauls Unterschrift auswendig. *Ich wünsche dir und deinen Eltern alles Gute.* Eltern. Damit war ich gemeint. *Jaaaa!*) Drei Meter weiter genoss Sam den Schlaf eines Jungen, der in einem gerechten Universum lebte: Man schreibt jemandem einen Brief, und er schreibt zurück.

Anderthalb Jahre zuvor war mir klar geworden, dass mein Sohn und ich Probleme miteinander hatten. Zuerst gab es nur wenige Anzeichen, doch sie mehrten sich. Lange hatte ich nicht auf sie geachtet; ich war zu beschäftigt. Was, wie ich rückblickend glaube, wohl der Kern des Problems war.

Obwohl Sam mir nicht wehtun wollte, war er offenbar mit seiner Mutter, seiner Babysitterin, seinen Schwestern, Freunden, dem wagemutigen Jungen von nebenan, den beiden Border Collies, die zwei Häuser weiter wohnten, einfach mit jedem lieber zusammen als mit mir. Vor einer Weile hatte er aus dem Kunstunterricht der ersten Klasse eine einfache Zeichnung mitgebracht. Das Bild trug den Titel »Meine Familie« und zeigte vier unterschiedlich große Gestalten mit aufgerissenen Augen und strahlendem Lächeln. Die Sache hatte nur einen Haken: Unsere Familie besteht aus fünf Personen. »Wo bin ich denn?«, wollte ich mit falscher Gelassenheit wissen. »Oh«, sagte Sam nur und schaute auf seine Knie hinunter. Und dann: »Vielleicht bist du auf einem anderen Bild.«

Es fiel mir zunehmend schwerer, mit meinem Siebenjährigen zu reden. Unsere Gespräche fingen gut an, wurden dann steif, erstarrten und versiegten ganz. Wieder und wieder fragte ich mich, warum ich mich in Sams Gegenwart unbehaglich fühlte. Ausgerechnet Sam. Ich wusste noch, wie er vor sieben Jahren eingepackt zwischen meiner Frau und mir gelegen hatte, ein himmlisch empörtes Baby. Ich konnte die Augen nicht von ihm wenden, genau wie bei dem Zapruder-Film.

Jeden Tag schaute ich in sein Bettchen und begriff endlich, warum Hochzeiten an Stammesfeiern erinnerten. Die Familien erkannten intuitiv, dass ihre eigenen Gesichtszüge irgendwann in bunter Mischung in den Gesichtern künftiger Enkel wiedererstehen würden. Meine Mutter und der Vater meiner Frau, die bei unserer Hochzeit die Köpfe zusammengesteckt hatten, trafen sich nun ständig in Sams Augenbrauen wieder; in seinen freundlichen Blicken grüßte mich mein Dad aus seinem Grab am Meer; die Unterlippe meiner Schwägerin drängte ärgerlich gegen die Oberlippe meiner Urgroßmutter. Die Vorfahren beider Seiten der Familie bevölkerten Sams Gesicht und kämpften um die besten Plätze. Irgendwo auf diesem Schachbrett der Züge blitzte sein eigenes zukünftiges Gesicht auf: ein Teenager, der sich in seinem Zimmer verkroch; ein College-Student, der an mit Klebeband geflickten Krücken humpelte; ein frisch gebackener Vater; ein Bauer, ein Gourmetkoch, ein Diplomat, ein Börsenmakler, ein pensionierter Teppichhändler, ein Oscar-Preisträger für den besten Zeichentrick-Kurzfilm. Er sollte tun, was immer ihn glücklich machte, das war mein einziger Ehrgeiz.

Sam war unser erstes Kind. Von ihm lernten Maggie und ich, was Elternsein bedeutet. Im Austausch für seine Geduld bekam er übertriebene Fürsorge und beste Ernährung. Er aß die teuerste Babynahrung (seine jüngere Schwester

bekam eine Billigmarke, und ich witzelte, die jüngste bekäme tote Mäuse; je mehr Kinder man hat, desto sorgloser wird man.)

Doch als Sam älter wurde, schien ich immer mehr zu versteinern. Ich wusste nicht, worüber ich mit ihm reden sollte. Oft stand ich bei ihm im Zimmer, in Verteidigungshaltung, und meine Stimme klang dünner und höher als gewöhnlich. Ich konnte nicht »Ich hab dich lieb« sagen, ohne verlegen mit den Füßen zu scharren. *Er macht mich nervös*, begriff ich irgendwann, und es traf mich wie ein Stich. Die unmittelbare Körperlichkeit, die ich empfunden hatte, wenn er sich als Baby ganz eng an mich gekuschelt hatte, kam mir jetzt vor wie ein Traum, eine ferne psychedelische Vision. Mein siebenjähriger Sohn und mein vierzigjähriges Ich erinnerten an zwei Teenager, die eine Reihe überstürzter, unbeholfener Verabredungen durchleiden.

Es fing schon morgens an. Ich brachte Sam zur Schule, wobei wir am Supermarkt und dem überquellenden Müll-eimer an der Straßenecke vorbeikamen. »Was steht für heute auf der Tagesordnung?«, pflegte ich zu fragen.

Den Ausdruck *Tagesordnung* kannte er nicht. Wieso gebrauchte ich solche Ausdrücke? »Ich meine, was ist heute los, was machst du heute in der Schule?«

Er sah zu mir auf, hatte den falschen Ton kommentarlos hingenommen. »Weiß nicht so genau. Nur ... das Übliche.«

»Hm.« Sobald ich den vertrauten Haufen von Zeitungen, Bonbonpapieren und Speisekarten entdeckte, der sich an der Straßenecke auf dem Gehweg ausbreitete, verstieg ich mich zu einer einnehmenden Bemerkung wie: »Sieh dir den ganzen Müll an.« Ansonsten liefen unsere Spaziergänge meist schweigend ab, bis ich ihm einen ungeschickten

Kuss auf die Stirn drücke und er die Treppe zum Schulgebäude hinauf lief.

Würde ich ihm so im Gedächtnis bleiben, das sich, wie ich nur zu gut wusste, willkürlich den einen Regentag aus einer sonnigen Woche herauspickte? »Mein Dad war wie der dritte Geist in der *Weihnachtsgeschichte*«, würde ein erwachsener, düster gestimmter Sam seiner Frau berichten. »Der Gesichtslose mit dem schwarzen Umhang, der nur auf die Dinge zeigt.«

Statt bei meiner Familie zu sein, arbeitete ich. Wenn ich nicht im Büro hockte, war ich im Rahmen irgendwelcher Projekte unterwegs, schuftete für eine sorglose, mit Palmen bestandene Zukunft, in der ich Zeit für meine Familie haben würde.

Haben sie mich wirklich so vermisst? Wohl kaum. Was genau ist die Aufgabe eines Vaters? Meiner Erfahrung nach hatten Väter es oft ziemlich leicht. Sie erhielten überdurchschnittlich viel Lob für unterdurchschnittliche Leistungen – ein Kind auf den Schultern tragen oder einem Baby Socken anziehen, wenn es draußen friert.

Gleichzeitig merkte ich bei anderen Menschen immer, wenn sie ohne Vater aufgewachsen waren. Es war eine gewisse Sehnsucht, die ich bei Männern erlebte, deren Väter früh gestorben oder Trinker oder auf andere Weise abwesend gewesen waren. Diese Sehnsucht war übermächtig – geradeheraus, leidenschaftlich. Vermutlich war es kein Zufall, dass John Lennon, der von Frauen aufgezogen wurde und einmal über seine Kindheit sagte: »Die Männer waren unsichtbar«, der wütendste und selbstzerstörerischste Beatle war.

Vor Sams Geburt hielt ich mir eine feierliche Predigt, in der es von dick unterstrichenen Geboten nur so wimmelte: *Du wirst mit deinem Sohn über wichtige Dinge reden. Du wirst ihm deine Gefühle zeigen. Du wirst Zeit für ihn haben.*

Du wirst nicht zu viel arbeiten oder die Kinder aus deinem Arbeitszimmer oder deinem Leben ausschließen. Und dann verstieß ich gegen jedes einzelne Gebot.

Vielleicht sprach ich im Grunde mit meinem eigenen Vater.

Mein Dad war Lehrer, eine örtliche Legende. Ein eulenhafter, exzentrischer sanfter Zausel mit Bürstenhaarschnitt, der fast vierzig Jahre lang an einer Privatschule in Neuengland Englisch unterrichtete. Von Abstammung und Temperament her ein echter Bostoner und ein lebendes Paradoxon: ein seelenvoller Konservativer, der Jazz liebte; ein ehemaliger Langstreckenläufer, der süchtig nach Zigaretten war; ein Studienabbrecher in Jura; ein Liebhaber von Shakespeare, Tennyson, Omelettes, gutem Wein und Alvin and the Chipmunks. Zahlreiche Gerüchte rankten sich um ihn – dass man ihm nur einen Dollar pro Jahr zahle; dass er im Zweiten Weltkrieg Navigator gewesen sei und dreiundzwanzig Angriffe mit einer B-17 geflogen habe, während die meisten nur drei schafften, falls sie überhaupt zurückkehrten. Nummer eins stimmte nicht; Nummer zwei hingegen schon, obwohl ich erst Jahre nach seinem Tod zufällig davon erfuhr. Er war relativ alt, nämlich zweiundvierzig, als ich geboren wurde, und jagte mir als Junge Angst ein – er wirkt mürrisch, selbstvergessen, geistesabwesend –, und obwohl er offenkundig humorvoll und gütig war und unsere Beziehung sich liebevoll gestaltete, war sie doch von großer Zurückhaltung geprägt und förmlicher, als mir lieb war. Ich glaube, er hatte schon früh entschieden, dass ich ihn »hatte« und er mich »hatte« und dass unsere Beziehung unter anderem deshalb so toll war, weil keiner von uns das Bedürfnis verspürte, es deutlicher auszudrücken. Ich akzeptierte es als die gegebene Ordnung zwischen Vätern und Söhnen (es passte ausgezeichnet zu meinem scheuen Wesen), und so entglitt uns ein ganzes Leben. Rückblickend

trage ich ebenso viel Schuld daran wie er. Und ich wuchs in dem Glauben auf, das Wichtigste im Leben – was man fühlte, was man glaubte – lerne man durch schweigende Vorbilder. Immerhin war dies ein Charakteristikum seiner Generation.

Diese Männer haben die Welt gerettet. Was sonst konnte man von ihnen verlangen?

Mehr. Ich jedenfalls.

Doch unbewusst prägte diese Erfahrung mein eigenes Vatersein. Ich wiederholte das, womit ich aufgewachsen war. Es war, als schriebe ich damit eine Nachricht in den Himmel: *Dad, ich bin wie du – bist du jetzt stolz auf mich?*

Ich hatte keine Ahnung, was für ein Vater ich war. Ich wollte nicht einmal darüber reden. Ich steckte zwischen zwei aufeinander prallenden Generationen, meiner und der meines Vaters, und in beiden gab es Dinge, die ich akzeptierte oder ablehnte.

Eines Tages blätterte ich in Sams Schularbeiten, die wir einmal im Monat zugeschickt bekamen. Seine Lehrerin hatte die Klasse gebeten, fünf oder sechs Fragen zu beantworten. Bei »Was macht dich traurig?« hatte Sam geschrieben: »Wenn mein Dad wegfährt.« Zwei Zeilen darunter las ich als Antwort auf: »Was macht dich glücklich?«: »Mit meinem Dad zusammen zu sein.«

Ich wusste nicht, was ich denken, wie ich reagieren sollte. Es traf mich wie ein Schlag – ich war bestürzt, dass mein Sohn mich brauchte, und unzufrieden mit mir, weil ich das nicht selbst erkannt hatte.

In dieser Woche ging ich in meinen Bemühungen aufs Ganze. Ich würde öfter zu Hause sein. Bei den Mahlzeiten sitzen bleiben. Meinen Arbeitsplan umstellen. Weniger arbeiten und mehr Zeit mit meinen Kindern verbringen. Am Sonntag ging ich mit Sam in den nahe gelegenen Park. Keine Schwestern, kein Hund, nur wir zwei. Von hinten war

sein Gang dem meines Vater unheimlich ähnlich – lange Beine, ein bisschen x-förmig. Nicht gerade der Gang eines Athleten, sondern das Schlendern eines nachdenklichen, introvertierten Menschen, dessen Kopf geordneter ist als sein Körper. Mir kam es beinahe vor, als ginge ich mit meinem Vater in den Park und ließe ihn ein bisschen herumtollen, was ihm als Kind vielleicht gefehlt hatte. Oder ich ging mit meinem Selbst von vor fünfunddreißig Jahren in den Park. Vielleicht sollte ich auch einfach aufhören, so verquer zu denken.

Ich hatte einen Baseball und einen Plastikschläger dabei. Wir bezogen Stellung in der Nähe von Leuten, die mit ihren Hunden spazieren gingen, und warfen den Ball ein paar Mal hin und her. »Versuch mal, ihn so zu fangen, Sam, mit der offenen Hand«, rief ich nach einigen Würfeln. »Du kannst ihm auch einen kleinen Dreh geben.«

Der Ball traf mit einem hässlichen Knacken auf Sams neuen Handschuh und dann auf meinen Handballen, wenn ich ihn wieder fing. Es war der hohle Klang des falschen Mythos, dem ich anhing. Nein – mit Sport würde es bei uns nicht funktionieren. Außerdem muss ich ehrlich sein: Mir lag mehr daran, meinen Kindern Kultur nahe zu bringen, als ihnen zu zeigen, wie man einen Fastball wirft.

Ich will nicht überheblich erscheinen, aber meine drei Kinder sollten etwas über die großen Städte der Welt wissen. Sie sollten mindestens eine Fremdsprache lernen. Ich wollte, dass sie ihre Herkunft kannten, ohne von ihr eingeschränkt zu werden. Ich wollte, dass sie gewitzt, charmant und furchtlos wären. Sie sollten freundlich zu anderen Menschen sein (sie mussten sie nicht unbedingt *mögen*, sondern nur freundlich zu ihnen sein) und andere Meinungen respektieren. Ich wollte, dass sie mit klassischer Musik vertraut waren, Jazz kannten und schätzten und wenigstens mal in eine Oper hineinhörten. Ich wollte, dass sie die Kraft

der Musik verstanden, wie ein alter Song im Radio einen erstarren lassen und eine ganze komplexe Vergangenheit heraufbeschwören konnte – eine Liebesgeschichte, einen lang vermissten Freund, die Wände eines alten Zimmers, eine Zeit, in der man sich selbst zu kennen glaubte. Konnten Bücher oder Filme das leisten? Im Grunde nicht. Und ich wollte ihnen Maßstäbe an die Hand geben, mit denen sie das »Gute« und »Großartige« bei den seltenen Gelegenheiten, da es ihnen begegnete, auch erkannten. Zu alledem war ich fest entschlossen.

Sam war beinahe acht, schlank und groß für sein Alter. Viele Leute nannten ihn *schön*, wenn es um sein Gesicht ging, und *sensibel*, wenn sie von seinem Wesen sprachen.

Er hatte grüne Augen, zotteliges Haar und wirkte immer ein bisschen abwesend. Aber er war zartfühlend und aufmerksam zugleich. Mir schien es, als hätte er schon herausgefunden, dass das Leben auch seine Tücken hatte und man aufpassen musste, wohin man ging und mit wem man es zu tun hatte. Er sprach leise und achtete sehr genau auf seine Wortwahl. Manchmal verstrickte er sich in Einzelheiten, dann musste man ihm weiterhelfen. Er konnte auch auf komische Weise zerstreut wirken, der Typ Junge, der seine Jogginghose verkehrt herum anzieht oder den linken Turnschuh mit dem Klettverschluss am rechten befestigt. Durch seine Unbestimmtheit wirkte er manchmal wacklig und unsicher. Doch das hatte seine Gründe. Ihm ging alles nah, und er umgab sich mit einer Art Stoßdämpfer oder Festungsmauer, damit ihn die Dinge nicht so heftig trafen.

Hinter dieser verschwommenen Distanziertheit verbarg sich allerdings ein kritischer Verstand. Gerade wenn Sam am abwesendsten wirkte, nahm er alles auf, was andere sagten, und konnte es Wort für Wort wiedergeben. Als wir einmal die Spielkiste in seinem Zimmer durchstöberten,

konnte er zu meinem Erstaunen an die hundert Einzelteile oder Bruchstücke von Spielzeugen exakt zuordnen. Ein Stückchen graues Plastik? Die abgebrochene Schwertspitze einer Action-Figur, die er von einem Freund zum fünften Geburtstag bekommen hatte. Eine zwei bis drei Zentimeter lange Schlaufe? Die war von dem kaputten grünen Jo-Jo, das ihm sein Cousin vor drei Jahren geschenkt hatte. Ein winziges grünes Plastikhütchen? Natürlich vom Cluedo-Spiel.

Wenn ich ihm abends vorlas, hatte ich mir aus praktischen Gründen angewöhnt, den Text ein wenig frei wiederzugeben. Doch Sam erwischte mich jedes Mal. »Ja, sagte Rusty«*», leierte ich, »Ich will in den –«*

»Ja, rief Rusty aus«, unterbrach mich Sam.

»Ja, rief Rusty aus. Aufhören, aufhören!, sagte Cora. Worauf Daisy –«

»Aufhören, aufhören, stieß Cora hervor und blies in ihre glänzende rote Trompete.«

»Okay! ›Aufhören, aufhören, stieß Cora hervor und blies in ihre glänzende rote –«

Am deutlichsten trat diese seltsame Präzision hervor, wenn er sich in einen Gedanken vertiefte oder mit einem Gegenstand beschäftigte, der ihn interessierte. An seinem dritten Geburtstag beachtete er die aufgetürmten Geschenke gar nicht weiter und konzentrierte sich lieber auf die dicke blaue Kerze in Form einer Eisenbahn, die seinen Kuchen schmückte. Zwei Wochen später spielte er noch immer mit der Kerze und versuchte, sie in einen Spielzeug-Tunnel zu stopfen. Es folgten größere und kleinere Obsessionen, von denen manche jungentypisch (Autos, Laster, Züge, Baggerlader, Dinosaurier), andere hingegen ausgefallenerer Natur waren: die Belagerung von Fort Alamo, die *Odyssee*, Dame Edna Everage.

Diese Obsessionen schien er für sein Gleichgewicht zu

brauchen. Ihnen verdankte er Ansporn, Konzentration, Zielstrebigkeit. Kurz bevor er die Beatles entdeckte, beschäftigte er sich mit der Titanic. Er schaute sich den Film von James Cameron so oft an, dass er die schicksalsschweren Dialoge der Liebenden mitsprechen konnte. Ich kaufte ihm Bücher, Poster und eine dreißig Zentimeter lange aufblasbare Titanic für die Badewanne. Ich war überrascht, dass er sich weniger für Chaos und Gewalt auf dem sinkenden Schiff interessierte, als für die alles überschattende Traurigkeit – die Ritterlichkeit einiger Männer; die Mutter, die ihrem kleinen Sohn sagt, dass alles gut werden würde; die Schiffskapelle, die noch einen neuen Choral anstimmt, bevor der Ozeanriese untergeht.

Dann, eines Tages, verlor Sam einfach das Interesse daran. Die aufblasbare Titanic verschwand im Korb neben der Badewanne, zusammen mit dem kaputten Hai, dem knubbligen Triceratops und dem Teeservice seiner Schwestern. In den nächsten Wochen schlurfte Sam wie ein Landstreicher durchs Haus. Er gammelte auf der Couch herum und starrte ins Leere. Er stoppte, wie lange er die Luft anhalten konnte. Fing sinnlosen Streit mit seinen Schwestern an. Kam urplötzlich wie ein Wilder in die Küche gerannt, lächelte dann treuherzig und erklärte, er habe vergessen, weshalb er gekommen sei. Er schien nach einem Kern zu suchen, der seinem künftigen Leben Halt und Mitte gab. Er lebte weiter, wie Siebenjährige eben leben – mit Schule, Freunden, Skateboard, Rollerblades, Radfahren, Pizza essen, dann der Sommer mit dem Sommerlager –, aber irgendetwas fehlte.

»Er braucht eine neue Obsession«, meinte Maggie eines Abends. »Und zwar so schnell wie möglich.«

Im letzten Jahr hatten meine Frau und ich nach einer Alternative zu Kindermusik gesucht. Leider hatten wir kein Glück dabei, sodass unsere Familie in einzelne verbohrt

und überaus dogmatische Lager zerfallen war. Maggie hörte gern Nachrichten, Motown und Klassik. Ich selbst mochte Jazz vor 1965, Requiems und Psychologiesendungen, bei denen die Hörer anrufen konnten. Die Mädchen mochten die Musik aus den *Madeline*-Cartoons und die Soundtracks von Disney-Filmen, in denen mutige, dürrtzig bekleidete Heldinnen auftraten. Sams Musikgeschmack war breiter gefächert und exzentrischer, und er hörte gern dasselbe Stück mehrmals hintereinander: »Sail Away« von Enya oder »King of the Road« von Roger Miller.

Alle drei Kinder schätzten einen sanften kanadischen Sänger namens Raffi, eine Gruppe von Kinetik-Musikern, die sich Rosenshontz nannten, und die Sugar Beats, die meist alte Motown-Hits nachsangen.

Nicht dass diese Musik schrecklich gewesen wäre, ganz und gar nicht. Aber nach der vierhundertsten Wiederholung revoltieren erwachsene Ohren gegen das Reich der Kindheit. Man kann einfach nicht noch ein Lied über Fledermausbabys, Erdnussbuttersandwiches oder Haferähren ertragen. Über drei kleine Kätzchen. Fünf kleine Frösche. Sechs kleine Entchen. Die kinderfreundlichen Melodien gingen einem nicht mehr aus dem Kopf, sondern zogen dort endlos ihre Bahnen. Mittlerweile summte ich beim Einschlafen »Joshua Giraffe«, »Robin im Regen« und »Kleine Spinne auf dem Boden« vor mich hin und vergaß völlig, dass ich mal bei einem Clash-Konzert in Reihe sechzehn herumgetobt hatte oder bei CBGB mit Bier bespritzt worden war. Oder war das vielleicht jemand anders gewesen?

In dieser Zeit bemerkte ich, dass die Popkultur allmählich ins Leben meiner Kinder vordrang. Gruppen, die eher Marken als Bands waren. One-Hit-Wonder. Manche Sachen gefielen mir (die Spice Girls, Eminem, Yeah Yeah Yeah), doch insgesamt erschien mir die musikalische Landschaft leer und vor allem kurzlebig. Das Essen war furchtbar, und

es gab noch nicht mal Nachschlag, um es mit einem alten Witz von Woody Allen zu sagen. Und dieser Schrott sollte die Begleitmusik ihrer Kindheit sein? Was war mit Talent? Mit Musik, die die Zeit überdauerte? Mit Songs, in denen es um *etwas ging*? Oder ganz gezielt auch um *gar nichts ging*? Kurzum, ich reagierte genau so, wie meine eigenen Eltern auf die Musik reagiert haben müssen, mit der ich sie vor dreißig Jahren bombardierte.

Dann traf es Maggie und mich wie ein Blitz: Warum nicht die Kinder mit den Beatles bekannt machen?

Als die Trennung näher rückte, hatte John Lennon sich beklagt, die Band biete für jeden etwas. Selbst »Omas« hörten sie gern, erklärte er und wollte damit sagen, er habe als Rock 'n' Roller Schande über sich gebracht. Vielleicht hätte es ihm auch missfallen, dass die Beatles die Kinder von heute so tief beeindruckten, aber es ist eine Tatsache, geradezu ein Naturgesetz. Ungeachtet der Bemühungen Lennons hat die Zeit die Gruppe zahmer gemacht, Innovation und Revolution in etwas Warmes, Kuscheliges verwandelt. Als Sam über die Band stolperte, war bereits eine kleine Industrie entstanden, die mit CDs wie *Baby Road* geschickt die Interessen der Eltern über dreißig mit den Wünschen von Kindern verband und die Vorstellung erweckte, man könne Kinder großziehen, die ebenso hip und abgeklärt waren wie, na ja, *man selbst*. Auf anderen Kinder-CDs wurden bestimmte Beatles-Songs als leicht verdauliche Lektionen für die ganz Kleinen zusammengestellt: »With a Little Help from My Friends« (Kumpel sind wichtig), »Here Comes the Sun« (Kopf hoch, ist doch alles halb so schlimm) und »Mother Nature's Son« (frische Luft ist gesund). Mehr noch, »Octopus's Garden«, »All Together Now« und »Yellow Submarine« sind im Grunde Kinderhymnen.

Von Vermarktungsmöglichkeiten einmal abgesehen, bietet das Beatles-Universum jene traumartige Geschlossen-